

«An Stella» und andere frühe Gedichte – Anmerkungen zu Gedichten Hölderlins – (4)

Eiji MIYAGAWA

要 旨

1788年に著わされた二篇の詩作品、『静寂』と『テック山』は、共にマウルブロン時代の詩作の最後を飾るに相応しい、密度の高い作品となり得ている。『静寂』においては詩人によって頻繁にその否定相において捉えられる環境世界に対し、想念レベルで優位的に対峙しうる対立項が「静寂」の表徴の下に構成的に呈示され、主体と対象世界相互の相克という動的形式の進行の果てに、この根源性の領域へと回帰して行こうとする詩人の強度の傾向性が示される。また『テック山』では、所与の社会的総体に対して、時間的進行の後にその代替物として出現すべき、新たな共同体形成の萌芽的イメージが、山岳及び自然という重要因子の作用の下で内的変容を実現する民衆という具体物の描写を通して示唆される。と同時にそこでは、前近代ないしは反近代の性格を有する諸価値を中心原理として定立しようとする方向性も、明確に確認することが出来る。

キーワード：根源性、原自然、前近代、共同体形成、ドイツ近代、自然と人間、現代社会

4.1 «Die Stille» (1788)

Die in manchen frühen Werken befindliche Grundstruktur des dichterischen Daseins, welche auf der Grundlage des heftigsten Konflikts mit der menschlichen Umwelt überhaupt verschiedenartige gegenseitige Reaktionen zwischen dem Innen- und dem Außenbereich in sich verkörpert, kommt in diesem Gedicht abermals zum Ausdruck, obwohl dabei in bezug auf die Weltanschauung ein wichtiges Moment entschiedener in den Mittelpunkt der poetischen Imagination dringt.

*Die du schon mein Knabenherz entzücktest,
Welcher schon die Knabenträne floß
Die du früh dem Lärm der Thoren mich entrücktest,
Besser mich zu bilden, nahmst in Mutterschoos,*

*Dein, du Sanfte! Freundin aller Lieben!
Dein, du Immertreue! sei mein Lied!
Treu bist du in Sturm und Sonnenschein geblieben,
Bleibst mir treu, wenn einst mich alles, alles flieht.*¹

Bloß sachlich genommen könnte das Wort *Stille*, da es den Zustand des ziemlich

verringerten, oder fast bis zum Nullpunkt gesunkenen akustischen Grades ausdrückt, eben als die Bezeichnung dafür, dass etwas da fehlt, oder nicht ist, benutzt werden, und nicht dafür, dass etwas da deutlich wirksam ist. Diese zwei Möglichkeiten eines sprachlichen Inhalts aber sind, einschließlich auch des Letzteren, beide sicher in diesem Gedicht enthalten und konstruieren dessen strukturelle Komponenten.

Der „Lärm“ ist nichts anderes als die eben dem Sinnesfeld des Gehörs zugehörige Erscheinungsart der menschlichen Tätigkeiten, die aus der Außenwelt heraus als Unangenehmes oder Störendes aufs Subjekt wirken. Deshalb muss er im Interesse des Subjekts möglichst schnell zu nichts eliminiert werden, damit es im so erlangten, fast aller negativen Funktionseinheiten entledigten Innenraum sein bis dahin entfremdetes Selbst wiederfinden kann. Solcher innere Zustand des Nicht-da-seins vom höchst hinderlichen Etwas ist erstens der anzunehmende Sachverhalt der hier vom Dichter erwähnten „Stille“. Aber sie bleibt natürlich nicht in dieser nur passiven Daseinsweise. Sowie im allgemeinen die als das Gegebene außenstehenden sozialen oder mitmenschlichen Faktoren die Funktion der Bildung des Individuums mehr oder weniger auf sich nehmen müssen, so wird es, sobald sie von ihm selber fast als versagend verurteilt werden, fürs Subjekt notwendig, in einem aus der früheren Umgebung entfernten äußeren Zustand eine neue Instanz der Erziehung, diesmal schon der *Selbst*-erziehung, zu finden, welche in seinem Inneren eigentliches Wachstum bewirken soll. Insofern kann die „Stille“, da ihr diese Mission von vornherein auferlegt ist, nicht ein bloß Negatives bleiben. Sie muss vor allem gewisse Materialität oder Leibhaftigkeit besitzen, die für die Realisierung der Wirkung überhaupt unentbehrlich ist. Wenn der Dichter in der zweiten Strophe wiederholt die Treue der „Stille“ betont und dementsprechend mit zweimaligem „alles“ auf die beinahe absolute Gegensätzlichkeit und Antipathie auf der Seite der menschlichen Umgebung hinweist, so deutet es auf eine Unentrinnbarkeit bei diesem Individuum, dass ihm von seinem jüngsten Alter her die meisten umgebenden Gültigkeiten und Aktivitäten, auch wenn dabei manche Voreingenommenheiten oder Übertreibungen etwas Einfluß ausübten, mit seinem Dasein ganz unvereinbar und dazu noch schroff abweisend vorkommen und als die spontane Reaktion auf diese unbarmherzige Abstoßung eine immense Anhänglichkeit an deren buchstäblichem Gegenteil, nämlich an der „Stille“, von Grund aus verursacht wird. Diese äußerst besänftigte Atmosphäre nötigenfalls mit freiem Willen um sich herum reichlich existieren zu lassen und damit sie zur Wiederherstellung der verlorenen Identität nützlich genug zu machen, das würde wohl in der Konstellation des jungen Hölderlin noch möglich gewesen sein.

*Jene Ruhe – jene Himmelswonne –
O ich wußte nicht, wie mir geschah,
Wann so oft in stiller Pracht die Abendsonne
Durch den dunklen Wald zu mir heruntersah –*

*Du, o du nur hattest ausgegossen
Jene Ruhe in des Knaben Sinn,*

*Jene Himmelswonne ist aus dir geflossen
Hehre Stille! holde Freudengeberin! ²*

In den folgenden Strophen werden dem Lebenslauf nach die verschiedenen Beispiele der „Stille“ dargestellt. Was sie gemeinsam charakterisiert, ist eine besondere Mischung von Abstraktheit und Konkretheit, die sich an den zuvor erwähnten Doppelcharakter der „Stille“ direkt anschließt. Die vom Dichter deutlich erlebte Schönheit der Abendlandschaft deckt sich nicht ganz mit der „Stille“ an sich. Bloß objektiv betrachtet ist die Abendschönheit vor allem ein optisches Phänomen, während die „Stille“ einen andersartigen, akustischen Zustand, und zwar dessen geringsten Grad bedeutet, so dass das letztere, hypothetisch beurteilt, als eine unerlässliche Voraussetzung für die Superiorität des ersteren ausgelegt werden kann. Erst mit der gründlichen Auslöschung des unharmonischen Geräusches werde das Ganze der abendlichen Schönheit samt deren höchster Wirkung, der „Himmelswonne“, vollkommen genießbar. Aber sie beschränkt sich hinsichtlich der Eigenart des poetischen Textes natürlich nicht auf diesen Rahmen der eher sekundären Funktionalität. Die Beschreibung, dass nur die „Stille“ in den Sinnesbereich des Knaben Hölderlin die erhabenste „Ruhe“ ausgießen konnte, darf sich wohl nicht auf die metaphorische Umdeutung reduzieren, welche die primäre subjektive Rolle der „Stille“ zur nur beiständigen und nebensächlichen umkehren will. Die vierte Strophe sollte vielmehr wörtlich gelesen werden, so dass die „Stille“ auch die Stellung des herrschenden Zentrums innerhalb der abendlichen Naturlandschaft gewinnt, und dazu noch die des nahezu übernatürlichen Ursprungs, aus dem heraus vermittelt durch die unzähligen materialen Gegebenheiten ein superiores Angebot dem fühlenden Individuum zugeschickt wird. Am Anfang das Eliminiertsein der störenden Dissonanz, anschließend das verwirklichende Moment der substanziellen Genesung und Entwicklung, und zuletzt, diesem parallel laufend, die kontrollierende letzte Instanz hinter der materialen Erscheinung. Diese doppelt-dreifache Charakteristik gehört jeder Beschreibung der „Stille“ auf jeweilige Weise an.

*Dein war sie, die Träne, die im Haine
Auf den abgepflückten Erdbeerstrauss
Mir entfiel, – mit dir ging ich im Mondenscheine
Dann zurück ins liebe elterliche Haus.*

[...]

*O ! in meines kleinen Stübchens Stille
War mir dann so über alles wohl
Wie im Tempel, war mirs in der Nächte Hülle,
Wann so einsam von dem Thurm die Gloke scholl.*

*Alles schwieg, und schlief, ich wacht' alleine;
Endlich wiegte mich die Stille ein,*

*Und von meinem dunklen Erdbeerhaine
Träumt' ich, und vom Gang im stillen Mondenschein.* ³

Was die Darstellung dieses kleinen Erlebnisses in der Jugendzeit auszeichnet, ist die Durchdringung und Allgegenwart des Moments „Stille“. Aus dem Naturraum heraus, in dem ein emsig vom Jüngling gesuchtes Kleinod gefunden wird, dehnt sich die „Stille“ weiter durch die nebenan liegenden räumlichen Einzelheiten hindurch bis zum „kleinen Stübchen“ des Jungen aus, um dort die bisherige realistische Dimension überschreitend im eigentümlichen Innenraum des Traums sich gegenwärtig zu machen und alle im gleichen Abend vom jungen Dichter erlebten Werthaftigkeiten, indem die sie mittels der illusionären Vorstellungskraft des Träumens wiedergibt, in die erneute, bei weitem vergeistigte Daseinsstufe zu erhöhen. Die „Stille“ als die wirkende Instanz durchdringt nämlich fast nach Belieben über die physischen Bedingtheiten hinaus jedes Kostbare bis zu seinem Innersten und macht eben den Grund davon aus, dass es seine reine Köstlichkeit am dichtesten in sich birgt.

*Als ich weggerissen von den Meinen
Aus dem lieben elterlichen Haus
Unter Fremde irrte, wo ich nimmer weinen
Durfte, in das bunte Weltgewirr' hinaus;*

*O wie pflegtest du den armen Jungen,
Teure, so mit Mutterzärtlichkeit,
Wann er sich im Weltgewirre müdegerungen,
In der lieben, wehmutsvollen Einsamkeit.*

*Als mir nach dem wärmern, vollern Herzen
Feuriger itz stürzte Jünglingsblut;
O! wie schweigtest du oft ungestümme Schmerzen,
Stärktest du den Schwachen oft mit neuem Muth.* ⁴

Diese drei Strophen offenbaren die heimlichste Innenseite des jungen Hölderlin nach seinem ungefähr vierzehnten Lebensjahr. Aus der wohltuenden und behaglichen Hülle der Familie heraus den unerbittlichen Abweisungen innerhalb der unbegrenzten umfassenden Realität ausgesetzt, zeigt sich vor ihm eine neue, strenge Aufgabe, dass er den Kampf mit den gegen seine eigenen Prinzipien stoßenden unzähligen Hemmungen, die unter der Benennung „das bunte Weltgewirr“ auch ihre ziemlich verbreitete besondere Anormalität und wohl sinnliche Verdorbenheit andeuten mögen, mit dem Benehmen des unbeugsamen Helden unermüdlich fortsetzen muss, welcher quälende Kummer daraus resultieren mag. ⁵ Aber unter der Kleidung solcher tapferen Männlichkeit geht in der Tat durch die umsomehr vergrößerte Belastung verursacht in seinen Lebenswurzeln ein Prozess der elementaren Erodierung und Entleerung vor. Die wesentliche Rolle der „Stille“ ist eben die Wiederbelebung dieser entkräfteten und

geschwächten existenziellen Basis, die durch die Hervorrufung der „lieben, wehmutsvollen Einsamkeit“ vollgezogen wird, d.h. durch die vorläufige Entnehmung der hinderlichen Faktoren und die Erfüllung der gegenwärtigen Zeit- und Räumlichkeit mit den dem dichterischen Dasein affinen, ganz andersartigen Elementen.

Außerdem wird in der folgenden Strophe eine noch innigere, konkretere Phase bei dieser interpersonalen Auseinandersetzung sichtbar. Mit dem Gebrauch des zweifachen Komparativs „wärmern, vollern“ wird deutlich gezeigt, dass der junge Hölderlin gegen die Personen im allgemeinen, denen er zu dieser Zeit im freundlicheren, näheren Umkreis wirklich begegnet ist, eine höchst negative Schätzung gemacht hat, weil ihnen eine genügende Fülle der Seelenkraft fehlt, die erst mit der Ausfüllung der mangelnden Differenzen beim vorigen Komparativ zu verwirklichen ist. Die Menschen um ihn her mussten, solange an sie seine für die Jugend typische Erwartung der seelischen Genossen gerichtet ist, im besten Sinne des Wortes *menschlich* genug sein. Dennoch hatten sie sich diese Notwendigkeit gar nicht zu eigen machen können.⁶ Dieses Erlebnis des entscheidenden, sozusagen nachgeholten Verlusts brachte ihn zum fatalen Verwundetsein, aus dem heraus ihn zur vollen dichterischen Tätigkeit wiederherzustellen nur das wirkende Moment der „Stille“ vermögend war, was aber ohne dessen substanzielle und über-substanzielle Beschaffenheit gar nicht möglich gewesen wäre.

Nachdem in den nächsten sechs Strophen die jetzigen „stillen Freuden“⁷ dargestellt wurden, welche beim Lesen der Gedichte der *großen* Dichter und im Umgang mit der Freundin Stella und dem „Herzensfreund“⁸ Bilfinger sicher erlebbar sind, und nichts als eine durch die zärtlichste Aktivität der „Stille“ erreichte höchste Stufe der Selbst-verwirklichung ausdrücken, endet das Gedicht folgendermaßen:

*Drum, wenn Stürme einst den Mann umgeben,
Nimmer ihn der Jugendsinn belebt,
Schwarze Unglückswolken drohend ihn umschweben,
Ihm die Sorge Furchen in die Stirne gräbt;*

*O so reiße ihn aus dem Getümmel,
Hülle ihn in deine Schatten ein,
O! in deinen Schatten wohnt der Himmel
Ruhig wirds bei ihnen unter Stürmen sein.*

*Und wann einst nach tausend trüben Stunden
Sich mein graues Haupt zur Erde neigt,
Und das Herz sich mattgekämpft an tausend Wunden
Und des Lebens Last den schwachen Naken beugt:*

*O so leite mich mit deinem Stabe –
Harren will ich auf ihn hingebeugt,
Biß in dem willkommenen, ruhevollen Grabe*

*Aller Sturm, und aller Lärm der Thoren schweigt.*⁹

Den engen Zusammenhang mit den bisher gezeigten literarischen Komponenten gewiß behaltend, wendet sich der Vorgang der Darstellung, indem er über den gegenwärtigen Zeitpunkt hinaus in die andersartige Zeitlichkeit, in die fernere Zukunft offensichtlich eindringt, sogleich der Vorlegung des beträchtlich neuen Aspekts zu, der im Funktionieren des Moments „Stille“ deutlich hervortritt. Ein unvermeidliches physiologisches Phänomen des Alterns, das auch beim achtzehnjährigen Hölderlin, wenn auch auf heimlichere Weise, ohne Frage im Gange ist und ihn zur gewissen Ahnung führt, veranlasst in einem Lebensabschnitt solche entscheidende, recht irreversible Entartung, dass die Gesamtheit der sinnlichen und psychischen Aktivitäten das sonst normale Niveau der Wirksamkeit bei weitem nicht erreichen kann. Diese drastische Abnahme der fundamentalen Fähigkeiten bringt dem dichterischen Subjekt hinsichtlich seiner Lebensführung einen großen Nachteil, da der beinahe beständigen Invasion und Verheerung von außen her gegenüber die aus- und inwendigen Maßnahmen der Schützung und der Heilung dabei ihre Gültigkeit weitgehend vermindern müssen. Nicht die dem Betreffenden zuzuschreibende gewisse Unzulänglichkeit, sondern die schier schicksalsbedingte Naturerscheinung ist es, die hier das Subjekt in die Situationen der fast hoffnungslosen Ausweglosigkeit als Letztes zwingt. Anders als bei den früheren Konflikten nimmt hier also auf eine doppelte Weise, sowohl vom absoluten, als auch vom relativen Gesichtspunkt aus, die Weite des auf den Widerstand bezüglichen Unvermögens über den anzuerkennenden Umfang hinaus im ganzen wesentlich zu, so dass das Individuum seine Gegenwehr nahezu aufzugeben droht. Deshalb soll das Wirkungsmoment „Stille“ der weit komplizierteren dichterischen Lage entsprechend einen umsomehr verantwortlichen, ernsteren Auftrag auf sich nehmen. Nämlich das fast zu nichts ausgezehrt Subjekt dem realen Kampfplatz voll wütender Negativwirkungen zu entziehen und in der vollkommen verwahrten günstigen Umgebung sein zerschmettertes Inneres zu rekonstruieren. Diese in ihrem Schema mit den früheren gleichartige, aber in der Intensität und Gültigkeit unvergleichbar verstärkte Aktion der Schützung wird von neuem von der „Stille“ verlangt und diese äußerste Steigerung der Mächtigkeit führt notwendig zur auffälligen Äußerung „der Himmel“, die aber natürlich auf die eigentümliche Charakteristik der von vornherein latent wirkenden, ursprünglichen Grundlage dieses Momentes wörtlich deuten soll.

Indem die letzten zwei Strophen gemäß dem Verlauf des Textes das letzte Stadium der mit dem Alter stufenweise zunehmenden inneren Schwachheit und der zu dieser direkt proportionalen Anhänglichkeit an die „Stille“ ausdrücklich beschreiben wollen, gestalten sie zugleich zweierlei der Beendigung des Gedichtes angemessene literarische Dichte. Allzu finstere und verdüsterte Stimmung, die besonders aus dem schwermütigen Überblick über das bis zum Abschluß verlaufende eigene Leben dicht heraufschwebt, legt die Vermutung nahe, dass die aus der frühesten Jugend Hölderlins überall wahrnehmbare Grundform der Gegensätzlichkeit zwischen beiden Polen, obwohl sie nicht selten eine ziemlich einfache und naivere Ausdrucksweise bekommt, eigentlich nicht von der Art des für die Jugendlichkeit eigenartigen Extrems, der triebhaften Verknennung und Ausgießung ist, sondern ein bis in die

unerkennbare Tiefe der Existenz von vornherein eingegrabenes Prinzip seiner ganzen Aktivität, aufgrund dessen alle einzelnen Bewegungen seines Daseins notwendig unter diesem gemeinsamen Merkmal einander angeordnet werden, ungeachtet dessen, was im jeweiligen Fall als Besonderes vorgehen mag. Eine unverleugbare Realität seiner gesteigerten Melancholie führt die Lesenden zu solcher Mutmaßung über die Eigenart seiner existenziellen Verfassung, deren Ursprung aber nicht im bloßen Einzelfall Hölderlin, sondern durch die verschiedenen geisteswissenschaftlichen Gesichtspunkte hindurch, besonders den religionswissenschaftlichen, zuletzt in der allgemeinen Problematik des Menschentums überhaupt und in dessen Beziehung zur Welt, besonders zur Natur, gesucht werden sollte.

Während durch die sich immer dichter konzentrierende Beschreibungweise der zukünftigen Vereinzelung die Wahrhaftigkeit der gegensätzlichen Interaktion streng befestigt wird, wird in den letzten zwei Strophen die bisher unklar gebliebene Herkunft der einen Seite, der „Stille“, wenn auch auf nur andeutende Weise, endlich dargestellt. Nahe am Ende des Lebens kann der äußerst erschöpfte, nie mehr gänzlich gesundende Dichter nur im engsten Bereich seiner Aktivität, nur im Innersten seiner Seele, mit Hilfe der „Stille“ sein eigenes Wertsystem behalten. Dies bedeutet, dass die Verwandtschaften mit seinem Selbst kaum mehr in der für ihn vorstellbaren Welt bestehen. Deshalb muss erst hier ein verschiedenartiger Bereich des Todes in den Vordergrund kommen, der sich an den bisher gewohnten Natur-Bereich zwar harmonisch anschließt, aber in diesem Stadium der fast entleerten Lebensenergie mit umsomehr gesteigerter Anziehungskraft ihn zur ewigen Ruhe bezaubert, um ihn in die grenzenlosen Ursprünglichkeiten auflösend einzutauchen und in diesem Null-Zustand eine absolute Überlegenheit gegenüber den begrenzten realen Welten zu verleihen. Hiermit vollendet sich der Prozess der Gestaltung des einen wesentlichsten Momentes, das in seiner Zusammensetzung aus Himmel, Natur und Tod eine größere Neigung zum Ursprünglichen beim jungen Hölderlin beweist. Diese Tendenz soll im zwei Jahre später verfassten Gedicht «An die Stille» mit den typischen Worten „alten Ewigkeiten“, oder „des Chaos Tiefen“, in ihrer noch offensichtlicheren Gestalt genau ausgedrückt werden.¹⁰

4.2 «Die Tek» (1788)

Dieses Gedicht, das einen aufragenden Berg bei Nürtingen, die Te(c)k, als den Hauptgegenstand des Vortrags in die Mitte stellt, kennzeichnet wie beim schon erwähnten «Auf einer Heide geschrieben» eine wechselseitige Wirkung zwischen der Natur und dem Dichter, der sich wirklich in die Naturlandschaften begibt. Aber hier ereignet sich dieser reale Vorgang der Aktion und Reaktion unter der mehr erweiterten, horizontalen und vertikalen Perspektive und mit der Präsenz der bei weitem differenzierten und zugleich vertieften dichterischen Innerlichkeit, weil da vor allem dieser Faktor, das Gebirge, in hohem Maß wirksam ist.

*Ah, so hab' ich noch die Traubenhügel erstiegen
Ehe der leuchtende Stral an der gülden Fernen hinabsinkt.
Und wie wohl ist mir ! Ich strek' im stolzen Gefühle –*

Als umschlänge mein Arm das Unendliche – auf zu den Wolken
Meine gefaltete Hände, zu danken im edlen Gefühle
Daß er ein Herz mir gab, dem Schaffer der edlen Gefühle.
Mich mit den frohen zu freuen, zu schauen den herbstlichen Jubel.
Wie sie die köstliche Traube mit heiterstaunendem Blike
Über sich halten, und lange noch zaudern, die glänzende Beere
In des Kelterers Hände zu geben – [...]
Mich mit den frohen zu freuen, zu schauen den herbstlichen Jubel
War ich herauf von den Hütten der gastlichen Freundschaft gegangen.¹¹

Zu Beginn des Gedichtes zeigt sich ein erheitertes Gefühl, wie es am Anfang von «Auf einer Heide geschrieben», und im späteren elegischen Bruchstück «Der Gang aufs Land» (1800), in einer sehr verwandten inneren Struktur erkennbar ist. Indem der Dichter aus einer auch hier vorauszusetzenden gewissen Geschlossenheit ins „Offene“¹², in die geöffneten klaren Landschaften sich bewegt, verwandelt sich das Ganze seiner psychischen Aktivitäten, besonders unter dem Einfluß von den durch die Sinne akzeptierten glänzenden Bildern, in eine einheitliche Begeisterung, die mit der Gebärde der auf den Himmel gestreckten Hände und dem damit verbundenen Gebrauch des Wortes „das Unendliche“ ein ihr immanentes, senkrecht gerichtetes, und das alte begrenzte Dasein leicht überwindendes Streben erkennbar macht. Aber das Gedicht «Die Te(c)k» wendet sich, anders als die beiden Vorgenannten, sogleich nach der offeneren Aussage dieses aufwärts orientierten Gemütes, genauer gesagt, fast mit dieser zugleich, unverkennbar nach unten, nach „den frohen“, d.h. nach den Menschen, die mehr oder weniger der vom Dichter sonst so verhassten *Welt* zugehören. Diese *Umkehr* entsteht aus einem Moment, dass unter den unvergleichlich begünstigten Bedingungen, nämlich am Feiertage der guten Ernte und des schönen herbstlichen Wetters, die Seinsart von vielen bestimmten Menschen, wenn auch nur momentan, wenigstens für dieses wahrnehmende Subjekt zu einem gemeinsam erhöhten, reineren Gestimmtsein übergeht, was die gleichzeitige Erwähnung und Mischung von oben und unten ermöglicht. Da eben dieser *gute* Aspekt des Volks vernehmbar wird, kann Hölderlin an der *Welt* eine positive Teilnahme haben. Sein Dank dafür, dass ihm „ein Herz“ gegeben ist, das sozusagen als ein Organ für den schönen volkstümlichen „Jubel“ funktioniert, bezieht sich nicht nur auf die ungemeine Größe seiner dabei erlebten Freude. Es entspringt vor allem aus der bei dieser Gelegenheit erreichten sachlichen Erkenntnis, dass in seinem Inneren, ihm selber fast unbewusst, ein geistiges Vermögen verborgen war, ohne das die Vorstellung der Welt und der Menschen so einseitig geworden wäre, dass es gar keinen Ansatzpunkt für die Versöhnung und die Vereinigung der beiden Pole gegeben hätte. Also diesen von neuem wahrgenommenen *Vorteil* des Volks zu dessen allgemeinem Bild im Augenblick entwickelnd, erlebt Hölderlin in der sensuellen Erfüllung die vorweggenommene Annäherung von oben und unten, die am Ende des Gedichtes wieder beschrieben wird.

Nach der Schilderung der herbstlichen Fülle wendet sich das Gedicht wieder nach oben, diesmal aber nach dem Gebirge, diesem zwischen Himmel und Erde stehenden Sonderbereich.

*Aber siehe! Allmächtig reißen mich hin in ernste Bewunderung
Gegenüber die waldigte Riesengebirge. – Laß mich vergessen
Laß mich deine Lust, du farbige Rehbe, vergessen,
Daß ich mit voller Seele sie schaue die Riesengebirge!
Ha! wie jenes so königlich über die Brüder emporragt!
Tek ist sein Name. Da klangen einst Harnische, Schwerder ertönten
Zwischen den moosigten Mauren der Fürsten und blinkende Helme.
Eisern waren und groß und bieder seine Bewohner.
Mit dem kommenden Tag stand über den moosigten Mauren
In der ehernen Rüstung der Fürst, sein Gebirge zu schauen.
Mein diß Riesengebirge? – so stolz – so königlich herrlich – ?
Sprach er mit ernsterer Stirne, mit hohem, denkendem Auge –
Mein die trotze Felsen? Die tausendjährige Eichen?
Ha! und ich? – und ich? – bald wäre mein Harnisch gerostet
O! der Schande! Mein Harnisch gerostet in diesem Gebirge.
Aber ich schwör', – ich schwör', ich meide mein Riesengebirge,
Fliehe mein Weib, verlasse das blaue redliche Auge,
Biß ich dreimal gesiegt im Kampfe des Bluts und der Ehre.*

[...]

*Unerträglich, stärker als ich, die trotze Felsen,
Ewiger, als mein Nahme, die tausendjährige Eichen!
Biß ich dreimal gesiegt, verlass' ich das stolze Gebirge.
Und er gieng und schlug, der feurige Fürst des Gebirges.
Ja! so erheben die Seele, so reißen sie hin in Bewunderung
Diese felsigte Mitternachtswälder, so allerschütternd
Ist sie, die Stunde, da ganz es fühlen, dem Herzen vergönnt ist.*¹³

In den ersten fünf Zeilen zeigt sich eine scheinbar naive und simplere Ausgießung des eigenen Gemüts, die aber eigentlich eine eigentümliche, dynamische Logik in sich enthält, so dass die höchste literarische Wirkungskraft im Werk sichtbar wird. Es handelt sich hier um die beinahe absolute Unvermeidlichkeit, dass der Dichter die behagliche wahrgenommene Masse des eben jetzt von ihm selber eifrig gelobten volkstümlichen Jubels aus dem eigenen Innenbereich vollkommen austilgen muss, um die von neuem vorgestellte Mächtigkeit des Gebirges dort mit ihrem ganzen Umfang und Inhalt bestehen zu lassen. Die unleugbare Existenz dieses nicht zu umgehenden Triebs offenbart die auf die Wertigkeit bezogene immense Überlegenheit des Gebirges über die anderen landschaftlichen Einheiten, besonders über die herbstliche Freude, beim jungen Hölderlin. Also wird entsprechend der zuvor festgestellten Stärkung der Echtheit und Wahrhaftigkeit dieses Jubels die stabile Wertigkeit des Gebirges, in ihrer Intensität umsomehr verstärkt, da gegenwärtig. Damit bekommt das Gebirge, die Teck, eine zentrale Rolle bei der jetzigen Weltkonzeption des jungen Dichters.

Was aus den folgenden Beschreibungen des Landes und der Innenseite des Herzogs von Teck

abgeleitet werden kann, ist die einfach gewagte Gleichsetzung des Menschen und des Naturgebildes, die vor allem nach den Menschen im allgemeinen als die fundamentale Forderung gerichtet ist. Die einheimischen Menschen als Idealtypus verkörpern mehr oder weniger die verschiedenen landesbedingten und dem Feudalsystem angehörigen Eigenschaften: Gesteigerte Zähheit, Kräftigkeit, Unerbitterlichkeit, Naivität und Treuherzigkeit, wie sie besonders bei der militärischen Gewalttätigkeit am dringlichsten angefordert sind. Diese Wechselwirkung und Mischung des Menschen und des räumlichen und zeitlichen Klimas soll aber bei dem Fürsten, der als der Herrscher des Landes in der obersten Stellung der dortigen Hierarchie steht, mit einem dementsprechend höheren und vollkommenen Erfolgsgrad verwirklicht werden. Die inneren Stimmen des Fürsten, der am frühen Morgen die Teck anschauend über die eigene Zukunft grübelt, drücken durch die Aussage seiner jetzigen völligen Unzulänglichkeit eine höchste Idealität des menschlichen Daseins aus, der gemäß eine gleichartige und gleichwertige Beschaffenheit mit der vergegenwärtigten Erhabenheit des Gebirges unerschütterlich in ihm befestigt werden soll, die in der äußersten Härte und der ungeheueren Masse der Erze und der Steine mit dem Gewaltigen überhaupt, besonders dem Militärischen im Menschenbereich, eine große Verwandtschaft besitzt.¹⁴ Nicht die bloß geistige, sozusagen abstrakte, verfeinerte Reinheit und Schönheit der nur angeschauten Landschaft, sondern die alles in Wirklichkeit überwältigende, materielle und zugleich übermaterielle immense Kraft der daseienden Gebirges-Masse ist es, der gegenüber der junge Hölderlin mit großer „Bewunderung“ unmittelbar sich stellt, und in deren Mitte mit seinem ganzen Selbst sinnlich hingerissen wird. Und diese häufige Befreundung mit den unergründlichen, dunkleren Fremdheiten außerhalb der modernen Ordnung und Künstlichkeit gibt dem Dichter ein dauerhaftes Fundament zur gründlichen Kritik der *fortgeschrittenen* Gesellschaft und Zivilisation.

*Bringt ihn her, den frechen Spötter der heilsamen Wahrheit,
O! und kommet die Stunde, wie wird er staunen, und sprechen:
Wahrlich! ein Gott, ein Gott hat dieses Gebirge geschaffen.
Bringt sie her, des Auslands häßlich gekünstelte Affen
Bringt sie her, die hirnlos hüpfende Puppen, zu schauen
Dieses Riesengebirge so einfach schön, so erhaben;
O und kommt die Stunde, wie werden die Knaben erröten,
Daß sie Gottes herrlichstes Werk so elend verzerren. –*

[...]

*Wehe! wehe! so flüstern im Sturm die Geister der Vorzeit
Ausgetilget aus Suevia redliche biedere Sitte!
Ritterwort, und Rittergrus, und traulicher Handschlag! –
Laßt euch mahnen, Suevias Söhne! die Trümmer der Vorzeit!
Laßt sie euch mahnen, Einst standen sie hoch, die gefallene Trümmer,
Aber ausgetilgt ward der trauliche Handschlag,
Ausgetilgt das eiserne Wort, da sanken sie gerne,*

Gerne hin in den Staub, zu beweinen Suevias Söhne.

*Laßt sie euch mahnen, Suevias Söhne! die Trümmer der Vorzeit!*¹⁵

Die poetische Stärke der ersten acht Zeilen besteht darin, dass nicht die gewisse Idee, oder der bloße Begriff, sondern die dichte Substanzialität eines wirklichen, persönlichen Erlebnisses das sprachliche Zentrum beherrscht und für die Äußerungen ausschlaggebend wirkt, welche die Gewissheit der allgemeinen Wendung zur Ursprünglichkeit auf jegliche Weise formulieren. Obwohl das Gebirge samt seinen mannigfaltigen Zugehörigkeiten eine superiöre Heilkraft für die durch die Tendenzen der Moderne mehr oder weniger entkräfteten Menschen besitzt, verleugnet und verleumdet sie die blindlings der Mode des Zeitalters ergebene bestimmte Menge wegen ihres fremden, altmodischen Aussehens. Der Dichter aber überzeugt sich einigermaßen von der Möglichkeit der Umkehr dieser Leute, da er durch die fruchtbaren Naturerlebnisse hindurch die äußerst verdichtete, „allerschütternde“ Mächtigkeit des Gebirges schon erkannt hat, und daher im Fall der direkten, dauernden Berührung der bestimmten Menge mit diesem Naturgebilde eine große Wahrscheinlichkeit entsteht, dass unter dem Einfluß der anwesenden Erhabenheit die nicht wenigen Menschen das eigene bisherige Innere mit dem ganz andersartigen, dem adäquaten, austauschen mögen. Nicht als die aufgeklärten, selbständigen Menschen, sondern als ob sie von irgendeinem Oberen diesem zugunsten auf willkürliche Richtungen hin gelenkt würden, existieren und handeln die meisten sonst ohne allerlei menschliche, schöpferische Eigentümlichkeiten, eben als die „Puppen“, da. Und durch die wegen des Fehlens des anpassenden Empfangsorgans weitgehend entstellten Bilder der Welt verursacht, bearbeiten die Menschen die umweltlichen Gegenstände, die aufs Gebirge bezogenen einbegriffen, unvermeidlich bis zur gleicherweise entstellten, „verzerrten“ Gestalt, so dass die vom Anfang an der Natur anhaftende Hoheit und Göttlichkeit aus der Umwelt verlorengelht und nur Elend bleibt.¹⁶ Den ersten Ansatzpunkt zur Wendung dieses jämmerlichen Zustandes zu realisieren, ist nämlich die jetzt noch seine kräftige Erhabenheit erhaltende Gebirges-Masse, die „Teck“, imstande.

Aber die Beschreibung danach richtet sich nicht nach dieser Möglichkeit der zukünftigen Wiederherstellung, sondern nach der gleichzeitig geschilderten jetzigen elenden Lage. Aus den neun zuletzt zitierten Zeilen dringt vor uns eine Wesenheit der „Trümmer“ ans Licht, die man sonst als den angenehmen Gegenstand des Tourismus in einer vollkommen positiven Anschauungsweise zu sehen pflegt. Hier wirkt es aber natürlich ganz anders. Sie sind keine künstlichen Sehenswürdigkeiten, deren Wertigkeit meistens in einer durch die langjährige Verwitterung entstandene Affinität und Harmonie mit der Natur gefunden wird. Sie werden vielmehr unter dem negativen Aspekt, in ihrem Zerfallensein angesehen, das eben das Verschwundensein und Nichtmehrdasein der wichtigsten Notwendigkeiten klarmacht und dadurch den Sehenden zum entsetzlichen Gram bringt. Der Dichter wendet die Funktion dieses historischen Apparates auch auf die heimatlichen Menschen im allgemeinen an, damit sie durch den Prozess der Erinnerung an die einst dagewesenen Wertigkeiten, „redliche biedere Sitte“ usw., zur gründlichen Kenntnis gelangt, dass alle gegenwärtigen Situationen des Landes durch den wesentlichen Mangel bedingt sind und daher eine beständige Krise des „Falls“¹⁷ darin

verborgen ist. Aber die Forderung dieser allgemeinen Veränderung geht keineswegs zur Verwirklichung über und wird in seinem Inneren nur vergeblich ausgerufen.

*Aber nein! nicht ausgetilget ist biedere Sitte
 Nicht ganz ausgetilget aus Suevias friedlichen Landen – –
 O mein Thal! mein Tekbenachbartes Thal! – ich verlasse
 Mein Gebirge, zu schauen im Tale die Hütten der Freundschaft.
 Wie sie von Linden umkränzt bescheiden die rauchende Dächer
 Aus den Fluren erheben, die Hütten der biedereren Freundschaft.
 O ihr , die ihr nahe und fern mich liebet, Geliebte!
 Wärt ihr um mich, ich drückte so warm euch die Hände, Geliebte!
 Jetzt, o! jetzt über all' den Lieblichkeiten des Abends.
 Schellend kehren zurück von schattigten Triften die Heerden
 Und fürs dritte Gras der Wiesen, im Herbst noch fruchtbar,
 Schneidend geklopft ertönt des Mähers blinkende Sense
 [...]
 Hütten der Freundschaft, der Segen des Herrn sei über euch allen!
 Aber indessen hat mein hehres Riesengebirge
 Sein gepriesenes Haupt in nächtliche Nebel verhüllet,
 Und ich kehre zurück in die Hütten der biedereren Freundschaft.¹⁸*

Da im Grunde die Gesamtheit des Gedichtes das Leitmotiv der in der freien Zeit glücklich erlebten höheren Freude durchdringt, wird am Ende der Schilderung, wenn auch direkt davor durch den ideellen Kontakt mit den Negativitäten der Welt innere Verwirrungen hervorgerufen werden, anhand der am Anfang vom Dichter selber versicherten höheren Daseinsweise des Volks das Gleichgewicht der Seele wiederhergestellt. Was er hier, im Fall der kleinen eigenen Krise, erfolgreich vollzieht, ist die Vergegenwärtigung der ihm verwandten, lieblichen Gegenstände, die beim späteren Hölderlin mit der noch stärkeren Intensität wirksam wird.¹⁹ Gegen die unweigerlich in die eigene Seele eindringenden Images der entarteten Welt muss man mit der künstlichen, willensstark gewagten Konstruierung der mächtigen positiven Vorstellungen effektiven Widerstand leisten. Außer den am gleichen Abend gefundenen „Lieblichkeiten“, einschließlich der aufs Gebirge bezogenen Objekte, werden hier auf der Basis der eben durch deren innere Überfülle gesteigerten Seelenkraft die verschiedenen Gestalten der intimen Freundschaft beinahe heraufbeschworen. Auf diese Weise, diesmal auch mit Hilfe von günstigen Bedingungen, wird sozusagen eine mehrfach geschichtete, feste seelische Schutzmauer ohne viele Mühen in ihm aufgebaut, welche seither notwendigenfalls wiederholt erscheinen wird, bis in einem Stadium des Lebens, unter der weit über die äußerste Grenze hinaus vermehrten ungeheueren Belastung, das Innen und das Außen sich völlig in ein transparentes Amalgam auflösen.

Anmerkungen

¹ StA 1, 42, v.1–8.

² StA 1, 42, v.9–16.

³ StA 1, 42, v.17–40.

⁴ StA 1, 43, v.41–52.

⁵ Über die im jungen Hölderlin verwurzelte Neigung zur psychischen Zähheit, s. Miyagawa, E., *«An Stella» und andere frühe Gedichte – Anmerkungen zu Gedichten Hölderlins – (2)*. Bulletin of Higher Education, Okayama University 7, 2011, S.83, 86.

⁶ Der positive Gebrauch des Wortes *menschlich* bei der Forschung Hölderlins wird wohl erlaubt werden, wenn man die Existenz des im negativen Sinne benutzten gegensätzlichen Wortes *Tier* im späten Bruchstück feststellt: „und der Tiergeist ruhet / mit ihnen“ (StA 2, 250, v.7–8.)

⁷ StA 1, 44, v.73.

⁸ StA 1, 44, v.66.

⁹ StA 1, 44, v.77–92.

¹⁰ StA 1, 114, v.15–16.

¹¹ StA 1, 55, v.1–16.

¹² StA 2, 84, v.1.

¹³ StA 1, 55, v.17–44.

¹⁴ Dass der vorgestellte Herzog nicht im Bewusstsein des bloßen Werturteils beides vergleicht, sondern dabei eine starke substanzielle Einwirkung und Veränderung im Subjekt entsteht, wird aus den verschiedenen Worten des Enthusiasmus klar sein.

¹⁵ StA 1, 56, v.45–v.66.

¹⁶ Auch beim späteren Hölderlin wird die negative Wirkung der menschlichen Tätigkeiten, welche die Zerstörung der schönen Gestalten der Natur verursacht, zum großen dichterischen Thema: „die Inseln der Liebe sind / entstellt fast“ (StA 2, 58, v.14–15.)

¹⁷ StA 1, 57, v.68.

¹⁸ StA 1, 57, v.70–v.88.

¹⁹ Über die Kraft der Vergegenwärtigung, s. Miyagawa, E., *«An Stella» und andere frühe Gedichte – Anmerkungen zu Gedichten Hölderlins – (2)*. Bulletin of Higher Education, Okayama University 7, 2011, S.82.

Literatur

Hölderlin, Fr., *Sämtliche Werke*. Große Stuttgarter Ausgabe. Hrsg. Fr. Beißner. Stuttgart 1943ff. (StA)

Hölderlin, Fr., *Sämtliche Werke und Briefe*. Hrsg. G. Mieth. München 1978.

Beißner, Fr., *Hölderlin*. Köln 1969.

Häussermann, U., *Hölderlin*. Hamburg 1964.

Lahnstein, P., *Hölderlins Heimatstaat*. Hölderlin Jahrbuch 1973/1974. Tübingen 1974.

Michel, W., *Das Leben Friedrich Hölderlins*. Darmstadt 1963.

Tezuka, T., *Hölderlin*. Tokyo 1980.

